



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Von der preußischen Grenze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geschlossenen Häfen, und eine Note an den Präsidenten von Dominica zeigte diesem den Sturz des Kaisers officiell an und ertheilte zugleich die Versicherung, daß man in Port au Prince den Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsvertrags mit dem östlichen Nachbarland wünsche. Daß damit die thörichte Wirthschaft auf diesem Theil der Insel ein Ende nehmen werde, wird nach dem Obengesagten niemand hoffen dürfen. Der Stumpfsinn und die Trägheit der Neger läßt sich von ihnen so wenig abwaschen wie ihre Farbe. Ihre Unfähigkeit, einen Staat zu bilden, zeigt sich selbst in Liberia, wo die Verhältnisse ihnen noch günstiger sind wie in Haiti. Der Racenhaß wird über kurz oder lang wieder zum Racenkampf sich entzünden. Schon murren im Süden die Schwarzen, daß es ein Mulatte ist, welcher den Präsidentenstuhl eingenommen hat. Nur die Herrschaft der Weißen kann hier Wandel schaffen. Die der Schwarzen bedeutet Nacht für die Königin der Antillen, die der Gelben höchstens Dämmerung.

Von der preussischen Grenze.

„Wir haben nur die Wahl zwischen dem Schrecklichen und dem Lächerlichen!“ sagte Thiers, als hinter den harmlosen Tischen der Reformbanquets das blutige Gespenst der Revolution auftauchte: „en bon citoyen je préfère le ridicule!“ — Das war verständig gesprochen, und ganz im Sinn der herrschenden Bourgeoisie; aber der scharfsinnige Staatsmann und Geschichtschreiber übersah einen Umstand: Gespenster lassen sich leichter rufen als bannen; das Schreckliche kam doch, und man mußte es zum Lächerlichen mit in den Kauf nehmen.

Die Bourgeoisie ist seitdem von ihrem Thron gestürzt und das Militär hat ihn bestiegen; die Civilkleidung ist der Uniform gewichen, statt der Spritzen fährt man Kartätschen auf, das ganze Costüm hat sich verwandelt. Aber daß man darum doch nicht aufhört, ein „guter Bürger“ zu sein, zeigt die Moniteurnote vom 5. März. Seit zwei Monaten ist ganz Europa in Furcht und Zittern, es wird getrommelt und mit den Degen geklirrt, ein jeder ruft seinem Nachbar zu: „Fürchte du dich, sonst fürchte ich mich!“ — und plötzlich in die Mitte des allgemeinen Lärms tritt der lustige Moniteur und erklärt, es sei alles ein Fastnachtschwank, man sei ja im Carneval! Zunächst steht das schaulustige Publicum verduzt; dann folgt ein lautes, allgemeines, im Ganzen fröhliches Gelächter; einige grollende Töne lassen sich doch dazwischen vernehmen; wir wollen abwarten, ob diese Gespenster dem Bann des Lächerlichen weichen.

„Die öffentliche Meinung macht sich im Ausland von der jetzigen Stellung der Presse in Frankreich keinen richtigen Begriff. Man scheint zu allgemein anzunehmen, daß die Zeitungen einer vorgängigen Censur unterworfen seien, und man schreibt ihnen daher leicht eine Bedeutung zu, die sie im Grunde nicht haben. Man sollte doch wissen, daß die Regierung durchaus keine vorbeugende Einwirkung auf die

Presse hat. Das Publicum muß daher unter allen Umständen gegen Schlussfolgerungen, die auf die Sprache der Blätter gegründet sind, auf der Hut sein.“

Hier kann man nur verstummen; das Erstaunen wird aber im Inland vermuthlich größer sein, als im Ausland, und die französische Presse, die plötzlich erfahren muß, sie sei frei, wird ausrufen: „Herr, unerforschlich sind deine Wege!“

„Angesichts der, wie wir gern glauben (diese Italiener sind solche Hitzköpfe!), unbegründeten Besorgnisse, welche die Gemüther in Piemont erregt haben, hat der Kaiser dem König von Sardinien versprochen, ihn gegen jeden Angriff Oestreichs zu vertheidigen. (Den Gefallen durfte er doch dem treuen Allirten wol thun!) Er hat nichts weiter versprochen . . . alles, was die Uebertreibungen der Presse hinzugefügt haben, ist Einbildung, Lüge und Wahnsinn!“ — Jakobiner! Communisten! Pressfreiheit! Der Staatsrath La Guéronnière an der Spitze.

„Ist es nicht Zeit, sich die Frage zu stellen, wann diese unbestimmten und abgeschmackten Gerüchte aufhören sollen, welche durch die Presse von einem Ende Europas zum andern verbreitet werden und der Leichtgläubigkeit des Publicums überall den Kaiser der Franzosen darstellen, als dringe er auf den Krieg, indem sie ihm allein die Verantwortlichkeit für die Befürchtungen und Rüstungen Europas aufbürden? Wer kann sich das Recht anmaßen, die Gemüther auf eine so beleidigende Weise zu verwirren und die Interessen so zwecklos zu beunruhigen?“ „Wer endlich ist im Stande, einen auch noch so unerheblichen Anlaß zu diesen allgemein gehaltenen Beschuldigungen anzugeben, welche die Böswilligkeit erfindet, die Leichtgläubigkeit verbreitet und die Dummheit sich aufbinden läßt?“

Kräftig und brav ausgedrückt! Schade, daß der Moniteur nicht drei Wochen früher die Sprache gefunden hat, es wäre viel Geld erspart worden, das nun auf unnütze Dinge verausgabt ist. — Es ist auch noch jetzt nicht alles klar, denn der Moniteur hat rasch aufeinanderfolgende seltsame Wallungen, und er spricht vielleicht übermorgen etwas anders; aber nehmen wir den Umstand hinzu, daß Frankreich mit so vernehmlicher Passivität, als es in diesem Lande der Pressfreiheit erlaubt ist, sich gegen den Krieg erklärt hat, so ist nach einer so bestimmten, ja so leidenschaftlichen und groben Sprache die Chance eines Einbruchs in unsere Rheinprovinzen sehr erheblich vermindert. Wir Deutschen haben also allen Grund zu lachen; die Engländer werden uns darin begleiten.

Auch die Franzosen werden lachen, sie sind ein lustiges Volk. Aber das Lachen ist bei ihnen nicht ungefährlich; wen sie auslachen können, den hören sie auf zu fürchten, und da der Moniteur, der seit einem Jahr in Bezug auf die innern Verhältnisse hin und her taumelt, nun auch in Bezug auf die auswärtigen so eclatant ins Wanken gekommen ist, so kann man für einen Wechsel der Redaction nicht Bürgschaft leisten.

Die Italiener werden nicht lachen; sie haben auch keinen Grund dazu. Und hier droht noch immer eine erhebliche Gefahr, deren Spitze nicht gegen Oestreich am gefährlichsten gerichtet ist. Vielleicht hatte Oestreich nach dieser Seite nie bessere Karten in der Hand, als in diesem Augenblick.

Was uns Deutsche betrifft — erstens kann es uns nur im höchsten Grade erfreulich sein, einen Krieg zu vermeiden, in welchem beide Theile einem ruhigen Beobachter als Wahnsinnige erscheinen mußten. Aber es ist noch ein zweiter Grund.

Wir waren im Begriff, uns nicht von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und das will man doch lieber vermeiden. Da die Gefahr jetzt mehr in den Hintergrund tritt, darf man sich wol offener darüber aussprechen.

Alle Welt — wenigstens in Preußen — scheint mit der Haltung des berliner Cabinets zufrieden zu sein. Handelte es sich nur um das silistische Verdienst, so wäre wirklich die Note vom 12. Februar meisterhaft: alles was sie sagt, ist richtig; die Wendungen fein, überraschend und treffend, die Logik ohne Tadel, die Anspielungen voller Wiß. Handelte es sich um ein Duell auf dem Papier, so würde alle Welt dieser Note Beifall klatschen.

Aber bei diplomatischen Verhandlungen ist die Hauptsache doch nicht, wie gut man sich ausdrückt, sondern was man erreicht. — Und hier war der Erfolg der preußischen Note vom 12. Februar folgender.

In Erwiderung auf jene Note drückt Oestreich — 22. Februar — die Erwartung aus, daß Preußen im gegebenen Fall seine Stellung als europäische Macht vor seinen Bundespflichten werde zurücktreten lassen. Oestreich halte im Vertrauen auf die erfreulichen einmüthigen patriotischen Stimmungen den Augenblick für gekommen, die zur Abwehr gemeinsamer Gefahren erforderlichen Maßregeln bei der deutschen Bundesversammlung zu beantragen. Dennoch wolle es mit Rücksicht auf die Stellung Preußens diese Anträge erst dann in Frankfurt anbringen, wenn seine italienische Armee vollständig auf den Kriegsfuß gesetzt sei.

Daß in dieser Auffassung wirklich noch eine Art von Höflichkeit liegt, lehrt folgender Hinblick auf die wiener Schlußacte zum deutschen Bunde. §. 46. Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd. §. 47. In dem Falle, wo ein solcher Bundesstaat in seinen außer dem Bunde belegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird, tritt für den Bund die Verpflichtung zu gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln nur insofern ein, als derselbe, nach vorgängiger Berathung durch Stimmenmehrheit in der engeren Versammlung Gefahr für das Bundesgebiet erkennt. §. 41. Der in der engeren Versammlung gefasste Beschluß über die Wirklichkeit der Gefahr eines feindlichen Angriffs verbindet sämtliche Bundesstaaten zur Theilnahme an den vom Bundestage nothwendig erachteten Vertheidigungsmaßregeln. §. 42. Wenn die Vorfrage, ob Gefahr vorhanden ist, durch die Stimmenmehrheit verneinend entschieden wäre, so bleibt nichts desto weniger denjenigen Bundesstaaten, welche von der Wirklichkeit der Gefahr überzeugt sind, unbenommen, gemeinschaftliche Vertheidigungsmaßregeln untereinander zu verabreden.

Es ist klar, daß nach dem Sinn dieser Artikel ein Krieg zwischen Oestreich und Frankreich über das Primat in Italien „dem Bunde ganz fremd bleiben“ muß. Aber formal hat nach dem Buchstaben der Acte darüber der engere Ausschuß des Bundes zu entscheiden, dessen 17 Stimmen sich so vertheilen: 1) Oestreich, 2—6) die fünf Königreiche, 7) Baden, 8—9) die beiden Hessen, 10—11) Niederlande und Dänemark; die andern Stimmen fallen auf die kleinen Staaten. 9 von diesen Stimmen, und Oestreich hatte bewiesen, daß eine Schwälerung seines Einflusses in Modena eine „Gefahr für das Bundesgebiet“ involvire! Diese Stimmen hatte

Oestreich, in Folge seiner Vorfrage, bereits in der Tasche, und war entschlossen, sie geltend zu machen.

In diesem Fall war Preußen in der unbequemen Lage, entweder sich zu fügen, und in erster Reihe die Gefahr eines Krieges zu tragen, der seine Existenz aufs Spiel setzte und ihm gar keinen Nutzen schaffen konnte, oder — sich für bundesbrüchig zu erklären und die Folgen davon auf sich zu nehmen. Das letztere hätte es in eine Beziehung zum Moniteur gebracht, die bei dem Wankelmuth dieses Blatts seine Interessen schwerlich, seine Ehre gewiß nicht gefördert hätte.

Preußen hatte unzweifelhaft recht, sich über das unfreundliche und in gewissem Sinn unredliche Vorgehn Oestreichs zu beklagen. Aber — wenn Portugal oder ein ähnlicher Staat sich in das Gewand der Klage hüllt, findet man das in der Ordnung; Preußens Credit würde schwerlich dadurch vergrößert. Warum kam es Oestreich nicht zuvor?

Eine Broschüre, die vielmehr wirken würde, wenn ihr Ton gegen Oestreich weniger gereizt, und ihre Angaben exacter wären (gleich das Motto, Schwarzenbergs Bonmot, ist nicht richtig citirt): Preußen und die italienische Frage (Berlin, Springer), spricht von Localisirung des Krieges. Aber diese Localisirung war doch nur unter der Bedingung möglich, daß Preußen mit den gesammten übrigen Bundesstaaten, Oestreich ausgeschlossen, sich für neutral erklärt, jeden Angriff auf das österreichische Bundesgebiet dagegen als casus belli bezeichnet hätte. Eine solche Erklärung hätten die kriegführenden Mächte respectiren müssen. Wie aber soll der Krieg sich localisiren, wenn die übrigen Bundesstaaten zu Oestreich halten und Preußen allein bleibt? Dann sind wir wieder in der Lage von 1805 — 1806, wo die Verletzung einer unhaltbaren Neutralität jenen zugleich schmählischen und verzeifelten Krieg nach sich zog.

Ueber geschehene Dinge ist unnütz, nachzudenken: ob das gegenwärtige Ministerium versäumt hat, seinen Bundesgenossen das Wort zu gönnen und ihnen seine Auffassung der Sache klar zu machen, oder ob es nur die Schuld seiner Vorgänger trägt, so viel steht fest: Preußen ist wiederum in Deutschland ganz oder fast ganz isolirt. Eine verhängnißvolle Lage, an der die äußern Verhältnisse nur zum Theil schuld sind, und der um jeden Preis Abhilfe geschafft werden muß, wenn nicht Preußen in eine ganz abenteuerliche Politik gedrängt werden soll.

Wenn man aber die Geschicklichkeit der preußischen Staatsmänner in Zweifel zieht, so findet man für das Verhalten Oestreichs keine Worte. Im Augenblick der höchsten Gefahr, von zwei, vielleicht von drei Seiten bedroht, von rücksichtslosen, mächtigen und wenigstens ebenbürtigen Gegnern, schlägt man dem natürlichsten Bundesgenossen, Preußen, gradezu ins Gesicht! Denn was auch geschickte und ungeschickte Sophisten zur Erklärung jenes Verfahrens anführen mögen, factisch kommt es darauf heraus, daß Oestreich Preußen wie einen Vasallenstaat zur Leistung seiner Lehnspflicht zwingen will; daß es also diesen kriegsbereiten Staat, wenn man nach den Regeln der menschlichen Leidenschaften urtheilt, in die Reihe seiner Gegner drängt! Oestreich hat viel Erfolge gehabt, aber wir fürchten sehr, es wird noch ernste Erfahrungen machen müssen, bevor es die Grenzen und Bedingungen seiner Macht begreifen lernt.

Vorläufig scheint die Gefahr abgewandt; vermuthlich, wie wir schon früher andeuteten, dadurch, daß Oestreich in der rumänischen Frage nachgibt, während in Italien der Moniteur sich mit leeren Formalien abspesen läßt. Gelöst wird dadurch nichts, die Entscheidung wird nur vertagt: hoffen wir, daß bis dahin Preußen einen festeren Boden gewonnen haben wird, seine wie Deutschlands Rechte und Interessen kräftig zu vertreten. † †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. L. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.